



June 2018

Selected Essays (Essay Collection, 1920-1930)

Karin Michaëlis

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection, covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Michaëlis, Karin, "Selected Essays (Essay Collection, 1920-1930)" (2018). *Essays*. 644.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/644

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Selected Essays (Essay Collection, 1920-1930)

Die Gefahr eines Justizmordes in Amerika

Unsere Leser kennen die temperamentvolle Art der hervorragenden Schriftstellerin, die über mit ihrer ganzen Kraft losschlägt, wo sie Unrecht zu sehen glaubt. Daß der nachfolgende Artikel nicht etwa eine Verteidigung des Anarchismus bedeutet, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Thyrö (Dänemark), Anfang Februar.

Die Arbeiterbewegung in Kalifornien war gegen den Krieg, während man gleichzeitig in Amerika mit der Agitation für den Krieg begann. Die Bürger von San Francisco beschlossen, eine Parade zu veranstalten, um kriegerische Gefühle zu wecken und dadurch die Gemüter dem Kriege geneigt zu machen. Die Parade fand ohne Beteiligung der Arbeiter statt. Während derselben platzte eine Bombe, wodurch drei Mann getötet wurden. Sofort hieß es, die Bombe sei von Arbeitern geworfen. Die Wohnung Alexander *Berkmans*, der das revolutionäre Blatt "The Blast" herausgab, wurde untersucht, aber alle wußten, daß da Ganze Spiegelfechtere war, und keiner nahm die Verhöre ernst. Nur zwei Nummern von "The Blast" hatten das Licht der Welt erblickt, da die katholische Kirche den Setzern verbot, das Blatt zu setzen, weil Berkman den Papst wegen seiner Zirkuläre kritisierte, welche die priesen, die am Kriege teilnahmen. Zwei Wochen lang fuhr Berkman von einer Office zu andern, ehe er einen Mann fand, der mutig genug war, das Blatt zu drucken. Die fünfte Nummer wurde unterdrückt. (Alexander Berkman, dessen Buch "Gefängnis Erinnerungen eines Anarchisten" kürzlich erschienen ist, war als junger Arbeiter aus Rußland nach Amerika gekommen und saß dort lange vor dem Krieg wegen eines Attentats, das er gelegentlich eines Streiks verübte, viele Jahre lang im Gefängnis. Anm. D. Red.)

Um diese Zeit war ein Streik der Straßenbahner ausgebrochen. *Die Straßenbahndepots wurden in die Luft gesprengt*. Drei Männer, *Billings*, *Nolan* und *Mooney*, wurden beschuldigt, die Tat verübt zu haben, aber man hatte keine Beweise gegen sie.

Billings ward zuerst vor Gericht gestellt. *Die Chamber of commerce* schickte ihren eigenen Anwalt, der gerechterweise nichts zu sagen hat, da der öffentliche Ankläger das Nötige sagen soll. Hier wurde der öffentliche Ankläger geradezu vom Anwalt der Gegenpartei instruiert. Alle Beweisanträge wurden abgelehnt. Die Jury sprach *Billings* des Mordes schuldig und verurteilte ihn zum Tode durch den Strang.

Während der öffentliche Ankläger gegen den 22jährigen *Billings* sprach, wandte er sich plötzlich Berkman zu und sagte: "Dort steht der Mann, der durch sein Blatt für das Ganze verantwortlich ist!"

Von diesem Augenblick an war man sich darüber klar, daß auch *Mooney* für "schuldig erkannt" werden würde, und die Arbeiter organisierten schleunigst ihr Verteidigungskomitee. Berkman wurde dazu ausersehen, spornstreichs nach Newyork zu resien, um den besten Advokaten des Landes herbeizuschaffen – man wußte wohl, daß kein renommierter Rechtsanwalt in San Francisco die Sache zu führen gewillt sein werde. Man mußte die hundert Dollar für Berkmans Fahrkarte nach Newyork

ausborgen. Dort wußte niemand von dem, was in San Francisco vorgegangen war. Inzwischen hatte man insgeheim die Jury selbst in Untersuchung gezogen, die Billings verurteilte, und herausgefunden, daß sie aus Freunden des öffentlichen Anklägers oder der Chamber of commerce bestand, von denen jedes einzelne Mitglied beeinflußt worden, ehe es in die Jury gewählt war, so daß das Urteil in Wirklichkeit gefällt worden, ehe die Jury zusammentrat. Mit einem Wort, die Zeugen waren "*no good*".

Berkman begab sich zu dem vornehmsten Advokaten der Vereinigten Staaten, dem alten Demokraten und Tammanyman Burke Cochran. Die Freunde rieten ihm davon ab, da der berühmte Rechtsanwalt schwindelnd hohe Honorare verlangte. Andererseits wußte man, daß keiner der Angeklagten, denen er bisher beigestanden, gehängt worden war. Berkman erklärte ihm die Sache. Cochran erwiderte, daß er allerdings die Polizei jeglicher Gemeinheit für fähig halte, aber Aehnliches doch noch niemals gehört habe – und daß er sich weigere, es zu glauben. Könne aber Berkman beweisen, daß er mit seinen Behauptungen recht habe, nun wohl, so wolle er, Cochran, die Sache führen, ohne einen einzigen Cent dafür zu nehmen.

Berkman ersuchte telegraphisch um Uebersendung der Verhörprotokolle. Cochran prüfte sie drei Tage lang auf das eingehendste, worauf er sagte: "Schon hieraus sehe ich, daß kein einziger Beweis vorliegt. Ich übernehme die Sache! Aber *es ist nicht genug, daß Sie einen berühmten Advokaten haben, Sie müssen auch in ganzen Land dafür Stimmung machen!*"

Berkman begann nun eine Agitationsreise, wie sie kein Mensch in seinem Leben ein zweitesmal macht. Er raste durch ganz Amerika, besuchte jede Arbeiterorganisation, ob konservativer, radikaler, anarchistischer Richtung, hielt Reden Tag und Nacht und gönnte sich nur auf seinen Eisenbahnfahrten ein wenig Schlaf. Er magerte zum Skelett ab, doch ermüdete er nicht; er wußte, was auf dem Spiel stand. Er war so bekannt und geachtet, daß die Arbeiter aller Richtungen ihm zu sprechen gestatteten – selbst die konservativsten. Drei Monte hindurch sprach er für Mooney. In den großen Städten stellte man ihm ein Auto zur Verfügung, so daß er ohne Zeitverlust von Ort zu Ort gelangen konnte. Von sechs Uhr abends bis vier Uhr morgens sprach er in den großen Städten, an jedem Platz eine Viertelstunde. Es galt, zur Stelle zu sein, wenn die Arbeiter vom Arbeitsplatz gingen und zum Vortrag kommen konnten, und wenn dieser um vier Uhr in der Nacht gehalten wurde, zu welcher Stunde häufig Schichtwechsel war. Manchmal wollte man ihm nur fünf Minuten zugestehen – während doch das Klarlegen des Sachverhaltes eine Viertelstunde beanspruchte. Aber hatte er erst angefangen, so waren die Arbeiter so interessiert, daß sie selbst dem Wortführer zuriefen, Berkman ruhig weiterreden zu lassen. Zuweilen sprach er nur vor zwei- oder fünfhundert, zuweilen vor zwanzigtausend Menschen. Ueberall verlangte er dasselbe: Moralische und materielle Förderung durch Beiträge für die Verteidigungskosten. Nicht eine Organisation versagte ihre zustimmende Resolution, die meisten gaben auch Geldbeiträge – ausgenommen, wenn ihnen ihre Gesetze die Unterstützung von Parteien anderer Richtung untersagten.

Die Agitationsreise war beendet und Burke Cochran so glühend begeistert, daß er sich anbot, mitzureisen und – etwas bis dahin noch nie Dagewesenes – selbst in den Versammlungen zu sprechen. Sein Hononar für die Führung einer Rechtssache betrug für gewöhnlich 50.000 bis 100.000 Dollar. Und jetzt fuhr er für eigene Rechnung mit Diener, Stenographen und Maschinschreibern nach San Francisco und berechnete sich nicht einen Cent für seine Arbeit und dieser Sache geopfert Zeit. Alles dies, ohne Sozialist oder seine Anarchist zu sein, nur weil er fand, daß Verrottung und Fäulnis hier schon zuweit gediehen seien.

Er hielt eine überaus glänzende Verteidigungsrede. Aber – die Jury war wieder parteiisch ausgewählt und die Zeugen waren von gleicher Art wie das erstemal. Mooney wurde zum Tode verurteilt. Man wußte, was draußen in der Welt vorging, und hatte darum alles arrangiert und fünfzehn wohlpräparierte Zeugen bereit. Es wurde gegen das Urteil Berufung eingelegt. Cochran bewies, daß man die Filmaufnahme der Parade gefälscht hatte, um sie mit den Zeugenaussagen in Einklang zu bringen. Der Film zeigte mit

Menschen besetzte Dächer. Aus einem der Leute hatte man auf dem Film einen Mann gemacht, der einigermaßen Mooney glich. Der Hauptzeuge war ein alter Trinker, der später zugeben mußte, daß er bestochen worden war Neben diesem figurierte als Zeugen eine Prostituierte, die völlig vom Wohlwollen der Polizei abhing.

Es wurden neue Verhöre verlangt. Das Bild, das Mooney auf dem Dach zeigte, ward vorgelegt. Man bewies, daß es eine ganze englische Meile vom Unglücksort entfernt aufgenommen worden war. Zwei Zeugen erklärten, gesehen zu

[2]

haben, wie Mooney um die Ecke gekommen sei, etwas von der Straße aufgehoben und die Bombe geschleudert habe.

Natürlich wurden alle diese Dinge nicht geheimgehalten. Berkman und seine Freunde machten sich an eine gründliche Untersuchung von Jury und Zeugen. Es erwies sich, daß ein Mann, den die Polizei aufgestöbert, aus einer kleinen Stadt nach San Francisco geführt worden war, wo man ihm eine große Summe für eine falsche Aussage und nach dem günstigen Ausgang der Sache noch mehr geboten habe. Man hatte ihm sogar eine Fahrkarte erster Klasse nach Boston versprochen, wo er sich eine Weile verbergen sollte. Eine Frau und ihre Tochter boten sich gleichfalls als Zeugen an, man begriff nicht, warum, bis es herauskam, daß der Mann der Tochter eine zehnjährige Gefängnisstrafe absaß. Sie hatte ihn dort besucht und die Polizei hat ihr angeboten, ihren Mann auf freien Fuß zu stellen, wenn sie eine Zeugenaussage abgeben würde. Einer der Zeugen war der Oberdetektiv der *Chamber of Commerce*. Und endlich die Jury : Auf jedes einzelne Mitglied war, teils durch Lockungen, teils durch Drohungen, eingewirkt worden, Mooney für schuldig zu erklären.

Dies gab Veranlassung zu einer Riesenagitation, besonders in Newyork und Washington. So heftig war die Erregung, daß Präsident Wilson es endlich für nötig erachtete, einzuschreiten. Man hatte versucht, gegen das Urteil Einspruch zu erheben – vergebens. Man war an den höchsten Gerichtshof gegangen – vergebens. Die Berufung war mit der Begründung abgewiesen worden, daß die Sache nicht "*matter of principle*" sei. Jetzt wurden in der ganzen Welt, sowohl in London wie Paris, Protestversammlungen abgehalten. Wilson sandte schließlich ein "*Special committe*" ab, obgleich er eigentlich kein Recht hatte, sich in anderer Staaten Angelegenheiten zu mischen. Oberst Densmore, Wilsons Abgesandter, ließ ganz insgeheim im Privatkontor des Attornay-Distrikts "Hörer" anbringen, und zwar zu einer Zeit, da niemand ahnte, daß der Oberst sich in San Francisco aufhielt.

"Schuldig oder nichtschuldig, mag Mooney zur Hölle fahren, wir müssen ihn loswerden", war einer der Sätze, die der nette, kleine Hörer auffing. Densmore forschte auch den Zeugen und Jurymitgliedern nach und kam zum selben Resultat wie Berkman. Nun sandte er Wilson einen Bericht nach dem anderen. Einer davon wurde aufgeschnappt und kam in die Zeitungen. Die Leute in San Francisco waren rasend, nannten Oberst Densmore einen Verbrecher und wollten ihn lynchen. Er mußte, um sein Leben zu retten, bei Nacht und Nebel die Stadt verlassen.

Der Gouverneur von Kalifornien beeilte sich plötzlich, das Todeurteil über Billings und Mooney in lebenslängliche Gefängnisstrafe umzuwandeln, und ließ die beiden ungesäumt nach dem traurig berüchtigten Gefängnis St. Quentin bringen. Dies Gefängnis ist ohne Kerkermauern, aber von hohen Bergen umgeben, auf denen Tag und Nacht Wachtposten mit Maschinengewehren und weittragenden Kanonen stehen. Auf der einen Seite ist die Meeresbucht. Wenn ein Schiff sich nähert, wird es augenblicklich in Grund geschossen. Kein Gefangener hat jemals aus diesem Gefängnis entfliehen können.

Wilson schrieb darauf einen Privatbrief and den Gouverneur und erbat sich ganz persönlich die Wiederaufnahme der Mooney-Affäre. Der Gouverneur beantwortete den Brief nicht einmal. Wilson schrieb noch einmal – das gleiche Resultat.

Insoweit war die Affäre Mooney abgeschlossen. Er und Kamerad Billing schmachten auf Lebenszeit in St. Quentin; man hat ihnen gestattet, Briefe und Bücher zu empfangen. (Dies zur Kenntnis, falls jemand vielleicht den Wunsch hegen sollte, ihm einen Gruß zu senden.) Es fehlte nur noch an einer Gelegenheit, Berkman dafür mit in das Verderben zu ziehen, daß er die Aufmerksamkeit der Welt auf die Infamie in Kalifornien gelenkt hatte.

Ein Jahr später erhob San Francisco nicht weniger als drei Anklagen – alle auf Mord lautend – gegen Berkman. Es handelte sich um die drei Männer, die bei der Explosion um das Leben gekommen waren. Er wurde angeklagt – nicht weil man ihn direkt für die Bombe verantwortlich machte, nein, weil sein Blatt Aufruhr gepredigt hatte.

Die feinen Leute in San Francisco verständigten sich mit ihren Privatdetektiven, die auch nicht allzu feinbesaitet waren. Diese sollten, wenn Berkman den Behörden ausgeliefert war, ihn ganz einfach in Frisko erwarten und auf offener Straße lynchen! Das wichtigste Blatt in San Francisco schrieb sogar offenkundig über Berkman: Er wird überhaupt niemals vor den Richter gelangen. (Dies sollte andeuten, daß er bis zu dieser Zeit längst ermordet sein werde.) ...

Burk Cochran war über all diese Dinge so erregt, daß er, ein Mann von über siebzig Jahren, aufs neue eine Reise durch die Staaten zu dem ausschließlichen Zweck unternahm, die Mooney-Sache vor aller Welt klarzulegen.

Wie bekannt, hatte sich Wilson ohne Einwilligung des Volkes in den Krieg eingelassen. Der Kongreß sah sich dazu gezwungen, freiwillig ein neues Gesetz über Eintragung in die Werbelisten zu erlassen. Natürlich waren alle Revolutionäre gegen diese eigenmächtige Handlung Wilsons und hielten Protestversammlungen ab. Doch eins, zwei, drei wurden diese durch ein neues Gesetz unterbunden, welches das Agitieren gegen den Krieg als Hochverrat brandmarkten und darauf eine Strafe von nicht weniger als zwanzig – zwanzig Jahre Gefängnis setzte.

Amerika ging ja nicht aus idealen Gründen in den Krieg, sondern um Geld zu verdienen. Die Anarchisten erlaubten sich, dies laut auf ihren Versammlungen auszusprechen. Als nun das neue Hochverratsgesetz durchging, war die Polizei so hitzig danach, ihre Krallen in Berkman zu schlagen, daß sie ihn schon an demselben Abend um elf, als er aus der Versammlung kam, verhaftete. Das Gesetz war nun freilich am selben Tage durchgegangen – aber wurde erst abends um halb zwölf von Wilson unterschrieben – eine halbe Stunde später als Berkman verhaftet worden war. So konnte das Gericht ihm nur das höchste Strafausmaß nach dem bisherigen Gesetze zuerkennen: zwei Jahre Gefängnis.

Kaum hatten die Blätter seine Gefangennahme gemeldet, als auch schon San Francisco fünf Detektiven nach Newyork sandte, um die Auslieferung des dreifachen Mörders zu verlangen.

Ein Staat kann vom anderen nicht die Auslieferung eines Menschen verlangen, aber er kann darum bitten. Es ist eine reine Formsache, die immer mit einem Ja beantwortet wird. Berkmans Leben stand auf dem Spiel; es war gefährdeter als je zuvor in seinem bewegten Dasein.

Während der Revolution waren die politischen Flüchtlinge in Scharen nach Rußland zurückgeströmt, unter ihnen auch Shatow. Er war über die Mooney-Sache unterrichtet. Professor Horovich, der Korrespondent der Zeitung "Neues Leben" in Petrograd war, sandte ein Telegramm an Gorki des Inhalts, daß man in San Francisco Berkmans Auslieferung fordere. Alle Kameraden verstanden, was dies bedeutete. Im Zirkus Ciniselli in Petrograd wurde eine Massenversammlung abgehalten, die Shatow leitete und zu der sich über 30.000 Menschen einfanden. Sie hatte einen doppelten Zweck: Protest gegen Alexander Berkmans Auslieferung nach Frisko einzulegen und für Tschitscherins Freilassung aus dem Londoner Gefängnis zu agitieren, wo er, obgleich Russe, als "Alien enemy" saß.

Wenige Tage später zog die Kronstädter Marine in einem gewaltigen Massenaufzug vor das Palais des amerikanischen Gesandten Francis, umringte das Haus, warf die Fenster ein und ließ ihn wissen, daß man

kleinere Abteilungen zurücklasse, daß des Gesandten Leben in ihren Händen und verloren sei, falls Alexander Berkman Uebles zugefügt werde.

Während dies in Rußland vorging, schickten anderthalb Millionen organisierte Arbeiter der amerikanischen Oststaaten eine Delegation von mehreren hundert Mann an den Gouverneur von Newyork, um gegen die Auslieferung Berkmans zu protestieren. Hillguit war ihr Leiter und Wortführer. Der Gouverneur, der nie eine so zahlreicher Delegation empfangen hatte, fühlte sich von dieser Massenkundgebung überwältigt und hatte nicht gleich eine Antwort bereit, versprach aber, die Sache zu bedenken. Die fünf Detektivs fühlten sich ihrer Sache so sicher, daß sie sich schon im Gefängnis häuslich niedergelassen und dem Inspektor Order gegeben hatten, Berkman am nächsten Tage zur Abreise bereit zu halten.

In San Francisco war man darüber irritiert, daß die Detektivs noch nichts von sich hören ließen. Man überschüttete sie mit Telegrammen.

Am gleichen Morgen, da Wilson das Telegramm des Gesandten Francis bekam, daß dessen Leben in Gefahr sei, schickte Wilson seinen vertrauten Freund, den Colonel House, mit einem persönlichen Auftrag an den Gouverneur in Albany. Das Ergebnis war, das der Gouverneur die Auslieferung Berkams verweigerte.

Man darf nicht glauben, daß die Sache damit erledigt war. Berkman saß zwei Jahre im Gefängnis – zwei höchst ungemütliche Jahre, da er wußte, daß nach Ablauf derselben unweigerlich fünf Detektivs am Gefängnistor stehen und ihn nach San Francisco bringen würden, was soviel hieß wie zum Tode. Sie satnden auch richtig da, doch abermals wurde er durch eine anscheinende Bagatelle gerettet. Jeder Staat hat sein Gefängnis, außerdem haben "die Vereinigten Staaten" ihre Gefängnisse.

Berkman saß in einem der schlimmsten Gefängnisse der United States, in City Atlanta im Staate Georgia, wo die meisten Negerlynchungen stattfinden. Diesmal hatte der Gouverneur die Auslieferung bereits zugesagt und die fünf Detektivs standen wartend vor dem Gefängnis. Aber in dem Augenblick, da sie Hand an Berkman legen wollten, sprangen zwei andere Detektivs vor und sagten: "Ihr könnt ihn nicht mitnehmen, er ist nicht frei. U. S. hat Anklage gegen ihn erhoben, und *wir* haben das nächste Recht an ihm."

Während er seine Gefängnisstrafe absaß, war das Deportationsgesetz für Anarchisten sanktioniert worden. Er sollte deportiert werden und wurde mit 249 anderen Anarchisten zusammen nach der finnisch-russischen Grenze gesandt.

Aber sollte er jemals wieder durch Zufall in die Nähe von Amerika kommen, so würden ihn dort stets Detektivs mit einer Auslieferungsbefehl in Händen empfangen.

Denn solcherart ist dort die Rechtspflege im zwanzigsten Jahrhundert.

Und würde sich auch die ganze Welt zugunsten des unschuldig schmachttenden Mooney und seines Freundes Billings erheben – niemand und nichts als der Tod kann sie erlösen aus der Qual des Lebendigbegrabenseins in St. Quentin, im schönen Kalifornien.

Große nordische Frauen

Feuilleton

Große nordische Frauen

Von Karin Michaelis

This Text was Prepared and Edited by Sharon Stamps, Brigham Young University

Wenn das alte, abgedroschene Wort: „Es bedarf dreier Generationen, um einen Gentleman zu schaffen!“ stimmt, wie vieler bedarf es dann wohl, um einen Künstler zu schaffen? Es ist recht oft geschehen, daß der Sohn eines mittelmäßigen Malers ein großer Maler wurde, aber öfter noch, daß der große Maler einen Liliputaner als Erben seiner Kunst bekommen. Es wäre besser, die Kinder der Großen unterließen es, in der Väter Fußspur zu treten und wählten ein Handwerk oder den Handelsstand oder begnügten sich – in vereinzelt Fällen – damit, die Söhne ihrer reichen Väter zu sein. Aber es muß etwas verdammt Ansteckendes mit der Kunst sein. Kann Talent vererbt werden wie man Gicht, Verlogenheit, Knauserigkeit oder eine krumme Nase als Erbteil empfängt? Es kommt ja vor, daß sich Kinder eines berühmten Künstlers mit förmlichen Abscheu vom Gewerbe des Vaters ab und einem praktischen Beruf zuwenden, aber das bleibt ein seltener Einzelfall. In der Schauspielerwelt ist es besonders toll. Mag nun die Atmosphäre im Schauspielerheim besonders anreizend wirken oder Bühnenkunst in der Tat erblicher oder leichter zugänglich als andere Kunstgattungen sein – wieder und wieder sehen wir, und zwar in aller Herren Ländern, daß sich in Schauspielerfamilien die Ausübung der Kunst durch drei, vier, fünf und mehr Generationen fortsetzt. Natürlich ist es eine Seltenheit, daß mehrere Generationen sich auf gleicher Höhe halten, aber selbst das ist vorgekommen.

Wir haben zu meiner Zeit im Norden verschiedene, wenn auch nicht überwältigend viele große Schauspielerinnen gehabt. Mir liegt es am nächsten, über die in Dänemark zu sprechen, da kenne ich mich aus. In meiner frühesten Jugend gab es drei: Zunächst *Betty Hennings*, zweifellos die ideale Hedwig in der „Wildente“ und eine Nora, die ewig unvergessen bleibt. Frau Hennings, die anfangs Balletttänzerin war, war klein, zierlich, preziös, fast ein *noli me tangere*. Dann war da Frau Frau *Eckhardt*. Groß, pompös, stolz, arrogant. In Ibsenschen Stücken war sie immer die Ehefrau, die den Mann nicht glücklich, das Heim nicht behaglich macht.

Dann sprang die kleine Anna *Larssen* auf die Bretter. Ein Kind noch. Das entzückendste Kind, das ich je gesehen habe. Ein kleines, vom Himmel herabgefallenes Mädchen. Eine Stimme, deren zarte Süße durch Mark und Bein ging. Eine Natürlichkeit, als spiele sie nicht Komödie, sondern sei

[2]

rein zufällig auf die Bühne gekommen und lebe nun dort ihr eigenes tägliches Leben. Dieses kleine schmalhüftige Mädchen, dem ein ganzes Land anbetend zu Füßen lag, spielte jede beliebige Rolle gleich gut, einerlei, ob die Rolle ihr lag oder nicht. Man konnte nicht sagen, daß sie ihr Gewalt antat. Die Rolle wurde eine andere, wenn sie sie in Händen hatte. Die Rolle wurde Anna Larssen. Sie spielte in griechischen Gewändern und mit Rothurnen unter ihren winzigen Füßchen. Sie spielte Straßenmädel und feine Damen und die Kameliendame und alles mögliche. Und alles gleich hinreißend.

Gleichzeitig mit Anna Larssen oder vielleicht einige Jahre früher trat jene Schauspielerin in Erscheinung,

deren Name über meinem Artikel steht.

Und nun kehre ich zum Ausgangspunkt zurück. Wie vieler Generationen bedarf es, um das Genie zu schaffen? Betty Ransen ist die dritte Generation, gehört also zur Gentlemangeneration. Ihr Großvater, ein wegen seiner Schönheit berühmt gewesener Provinzschauspieler, durchfuhr das Land in dem veritablen „grünen Wagen“ und lebte dergestalt ein Leben, wie es heutzutage nur noch den Zigeunern eigentümlich ist. Dieses Leben, das eine gewisse Eingeengtheit des Daseins bedingt und dabei doch eine so wunderbare Freiheit in und mit der Natur verleiht, muß etwas Seligbeglückendes an sich haben. Solche Menschen zeugen schöne Kinder. Betty Ransens Eltern waren beide schön und waren Schauspieler. In ihren frühesten Jahren schon wurde die Kleine von Stadt zu Stadt mitgeschleppt. Die Bühne war ihr wahres Heim. Das Eisenbahncoupé oft ihr Bett. All die Not war ihr vertraut, die ein so unstetes Leben mit sich bringt. Hatte man Essen im Hause, war es gut, wenn nicht, so hungerte man mit Anstand. Sie war niemals in Zweifel über ihre Zukunft. Als Träumerin, die sie – wie wohl jedes junge Mädchen – war, malte sie sich schon früh aus, wie sie Welt und Menschen durch ihre Kunst erobern wollte. Sie spielte Theater vom ersten Augenblick bewußten Denkens an.

Das Talent des Vaters war vielleicht größer als das der Mutter, aber als Ersatz hatte Mama Ransen jene Silberstimme, die später Betty so berühmt machen sollte. Eine Stimme ohne Nebenklang, eine Stimme von anscheinend schwachem Umfang, die aber auf der Bühne, getragen von ihrer Reinheit und Gleichmäßigkeit, bis in die fernsten Winkel des Zuhörerraumes drang.

Die Eltern entschieden – vielleicht in Erinnerung an den grünen Wagen und den dadurch bedingten fehlenden Schulgang und die lückenhaften Kenntnisse der Tochter, daß Betty „etwas lernen“ solle. Als sie die Schule durchgemacht hatte, sollte sie sich zur Reifeprüfung vorbereiten. Wer weiß, ob nicht dem Vater das Ziel vor Augen stand, daß sie „eine studierte Dame“ werden solle. Aber das war nicht nach Bettys Denken und Wünschen. Und als der Tag kam, sprang sie mit einem Satz auf die Bühne, jung, unreif, unerschrocken. Sie debütierte als Magda in Sudermanns „Heimat“ und spielte derart, daß den Zuschauern der Atem ausging und sie mit offenem Munde dasaßen. Diese Magda hielt von der Bühne aus mit der Dummheit und Borniertheit einer ganzen Welt Abrechnung. Wie sie da stand, kämpfte sie fürs Leben. Ihre Tränen strömten, sie schluchzte und hatte eine rote Nase. Sie raste, jubelte, litt. Man bemerkte zwei helle, leuchtende Augen, phosphoreszierende Augen, eine ungewöhnlich schöne Wangen- und Kinnlinie und dann die Stimme. Das Talent war unreif, ihre Kunst nicht abgeschliffen, aber die Stimme war vom ersten Tage an vollendet. Ein Menschenalter lang ist ein Wohllaut wie dieser auf der dänischen Bühne nicht gehört worden. Sie siegte absolut und unbedingt. Kein „aber“ störte den Chor der Begeisterung. Die strengsten Kritiker verstummten diesem seltenen Talent gegenüber. Waren denn keine Mängel vorhanden? Sicher, sogar viele, man bemerkte sie nur nicht. Sie war selbst so seltsam bezaubert davon, das erstemal dort zu stehen, wo sie hingehörte, daß ihre Bezauberung uns all mit bezauberte.

Als sie nach Ablauf einer ersten Saison es ohne sonderliche Anstrengung dahin gebracht hatte, Kopenhagen zu ihren Füßen zu sehen, begann sie zu arbeiten. Herman Bang wurde ihr Lehrer. Kurz darauf sehen wir sie auf der Nationalbühne, wo ihr seltsamerweise nicht gleich die großen Rollen gegeben werden, die ihr gebührten. Aber vielleicht wurde gerade das ihr Glück. In einem von Ibsens Schauspielen, ich entsinne mich nicht in welchem, spielte sie ein ältliches Mädchen, das eigentlich nicht viel in dem Stück bedeutet. Sie trug ein glattes, braunes, hoch am Halse geschlossenes Kleid mit einer dünnen Goldkette darüber. Jede ihrer Bewegungen verriet die stille Tragödie des alten Mädchens. Sie verwandelte sich zu einem Schatten, und man vergaß darüber, dem langsamen, stummen Gleiten dieses Schattens zu folgen: das Licht.

Ihre Bewegungen sind von klassischer Ruhe, sofern nicht die Rolle ein Aufgeben dieser Ruhe verlangt. Ihr Körper drückt eine würdevolle Grazie aus, die nicht gelernt werden kann, sondern angeboren ist. Dank

ihren ungewöhnlich sprechenden Händen, zu deren Preis so viel geschrieben und gesungen ist, brauchte sie niemals zu großen oder äußerlichen Wirkungsmitteln zu greifen. Gleich Sarah Bernhardt kann sie, fast die ganze Zeit in einem Stuhl sitzend, eine Rolle durchführen, und kein Mensch hat das Empfinden, daß sie von diesem Stuhl aus spielt, in so hohem Maße erfüllt sie die Bühne.

In der Aussprache im letzten Akt von „Rosmersholm“ sind es die Hände, welche die Gedanken enthüllen, die in ihr aufsteigen. Sie sitzt mit dem Mann zusammen, den sie liebt, dem edlen, weltfernen, und weiß, daß das Gottesurteil über ihr schwebt, weiß, daß das Ganze unabwendlich ist. Sie muß sprechen. Die Worte wollen sich losringen. Gegen ihren Willen. Und die Worte und sie kämpfen miteinander. Aber die Finger beginnen an der Tischkarte entlang zu kriechen, wie sie bei Sterbenden übers Laken kriechen. Mit diesen armen, angstvollen, gekrümmten Fingern kniet sie ja vor ihm und bittet für ihre Liebe. Jeder Zoll, den die Finger ihm näher kommen, drückt die atemlose Frage aus: Wie weit darf ich gehen, bis ich ihn ganz und für ewig verliere? Die Finger fragen den Tod in [3] sich. Man sieht sie verdorren, wie nach der Sage die Finger des Meineidigen. Man weiß, daß die Finger nie, niemals mehr Kraft erhalten werden, das Leben wieder aufzunehmen. Man weiß, daß, wenn das letzte Wort gesagt ist, Rebekkas Leben zu Ende ist. Das Stück erwähnt nichts von Selbstmord, Betty Ransens Finger zeigen uns den Selbstmord.

Betty Ransen spielt nie mit Perücke, sondern immer mit ihrem eigenen Haar, ordnet es in wenigen Sekunden, wohl wissend, daß zu dem Kopf nur das Haar gehört. Also ist es immer Betty Ransen, die auf der Bühne steht. Sie macht sich niemals größer oder kleiner, dicker oder dünner, verändert nicht ihren Gang, kaum ihre Bewegungen. Und doch – und doch liegt eine Welt zwischen ihren Gestalten. In einem russischen Stück, wo sie ein durch und durch simples hysterisches Frauenzimmer geben soll, tat sie den schönen Bewegungen ihrer Hände Gewalt an. Sie verzog ihre Lippen, ließ ihr Haar in Zotteln und Strähnen hängen, bedeckte ihren Leib mit grellen Lappen. Aber da sah sie ihren Mann an, sah ihn an mit einem Blick, der stach und sengte, einem Blick, der den Zuschauern eiskalt machte. In diesem Blick lag bodenlose Gemeinheit.

Zum Schlusse des Krieges gründete sie ihr eigenes Theater. Aus einem kleinen, schäbigen, bisher dem niedrigsten Possenspiele geweihten Schauspielhause schuf sie eine intime Bühne, wie Dänemark ihresgleichen noch nicht gesehen hat.

In jenen Jahre wurde „Der Vater“ von Strindberg gespielt. Ob Strindberg, wenn er sich aus seinem Grabe hätte erheben können, sich nicht im Anblick dessen, was eine Frau vermochte, von seinem Frauenhaß bekehrt hätte? Ich habe „Den Vater“ überall auf der Welt spielen sehen, zuletzt in Amerika von schwedischen Künstlern ersten Ranges. Alles verblaßte gegen das, was Betty Ransen brachte. Den letzten Winter, da ihr Theater existierte, wurde eins von Ibsens Hauptwerken, in einem Grade von ihr erneuert, daß die Menschen aus Spitzbergen und dem nördlichsten Schweden zugereift kamen, um diese Vorstellung zu sehen. „Gespenster“ mit Betty Ransen als Frau Alving und Henrik Bentzon als Denato. Das läßt sich nicht schildern, man muß es sehen. Das Stück wurde neu. Frau Alving war nicht mehr die verbitterte Frau, die im Leben Schiffbruch gelitten hat und ihn nun zum zweitenmal erleiden soll. Sie war nur Liebe, Liebe, wie ich sie niemals in Menschengenossen ausgedrückt gesehen habe. So groß war die Wirkung der ersten beiden Akte, daß man meinte, der Schwerpunkt des Stückes habe sich verschoben, bis die Künstlerin im dritten Akt die Höhe des übermenschlich Menschlichen erreichte. Man ertappte sich dabei, daß man die Hände vor die Augen hielt, um nicht Zeuge des intimen Auftrittes zwischen Mutter und Sohn zu sein. Man hatte das Empfinden, nicht nur das Äußere einer schönen und mutigen Frau verfallen und zu Asche werden, sondern ihr Herz verbluten zu sehen. Und hier war das Zusammenspiel eine Einheit. Mutter und Sohn waren wie von der Hand der Natur durch jeden Pulsschlag verbunden. Der Nabelstrang verband sie noch wie vor Oskars Geburt. Es waren nicht zwei Künstler, die uns zwei Menschenleben im

Spiegel ihrer Kunst zeigten, sondern, was wir sahen, war ein Leben in zwei gespalten, oder zwei zu einem verschmolzen.

Ein solch weithin tönendes Aufsehen erregte diese Vorstellung, das *Lugné Poe* Betty Ransen und Henrik Bentzon die Aufforderung zukommen ließ, auf seinem Theater im Paris zu spielen. Die beiden auf dänisch in einem französischen Ensemble.

Es wurde ein Erfolg, von dem sämtliche französische Blätter noch lange widerhallten.

Und jetzt ist eine Möglichkeit vorhanden, daß Betty Ransen und Henrik Bentzon eine Tournee durch Deutschland, Oesterreich und Ungarn antreten werden, ehe sie nach Paris reisen, wo sie ein mehrmonatiges Engagement haben. Die Deutsch sprechenden Länder haben den Vorteil, Ibsen genau zu kennen, so daß Sprachschwierigkeiten nicht fühlbar werden. Im übrigen ist die Absicht nicht die, nur eine einzelne Vorstellung zu geben, Betty Ransen will ihr Können in verschiedenen Ibsen=Dramen und in einigen der neuesten Zeit zeigen.

Thurö bei Svendborg (Dänemark), im Januar 1926.

Meine Bekehrung zu ... Der Zwang zur Mutterschaft

Meine Bekehrung zu . . .
Der Zwang zur Mutterschaft.
Von Karin Michaelis

In den letzten Tagen bin ich mit einem seltsamen innerlichen Bohren herumgegangen, mit dem augstwilligen Bewußtsein etwas tun zu müssen, gegen dessen Ausführung ich mich sträubte, und das doch gerade ich ausführen müsse, so weit es auch außerhalb all meines bisherigen Denkens und Fühlens lag.

Am liebsten hätte ich, wenn es nun einmal sein mußte, mich gleich ans Schreiben dieser Zeilen gemacht, aber wegen der Größe der damit übernommenen Verantwortung beschloß ich, mich selbst erst zu prüfen. Vielleicht war es möglich, einen anderen Ausweg zu finden. Vielleicht, wenn ich das Buch noch einmal lese . . .

Das Zusammentreffen zweier "Zufälle", wenn man das Zufälle nennen darf, ist der Anlaß, daß ich schreibe. Das eine ist ein *Brief*, das andere ein *Buch*.

Der Brief ist von einer Freundin, die zurzeit mit einem Armenarzt zusammen in einem der elendesten Viertel Berlins, in *Moabit*, <> Kranken- und Geburtshilfe übt. Sie schreibt:

"Ich glaube nicht, daß in einem Lande, das auf Zivilisation Anspruch macht, und in einer Zeit, die sich ihrer Kultur rühmt, Dinge geschehen und zugelassen werden könnten, deren Zeuge ich tagein, tagaus bin. Wir kommen zur Geburtshilfe zu Familien, die in atlen Bretterlauben, in Feuerungs-oder Werkzeugschuppen wohnen! Selten findet sich ein Fenster in diesen Wohnstätten. Der Fußboden besteht aus Lose über die nackte Erde gelegten Brettern. Kommt es hoch, hat die Familie einen Petroleumofen, aber niemals vorhanden. Die Gebärende ist halbtot vor Hunger und Kälte und die übrige Familie gleichfalls. Hat man den neuen "Weltbürger" ans sogenannte "Licht der Welt" verholffen - mit anderen Worten, hat er das Unglück gehabt, lebendig geboren zu werden - so muß er in neun von zehn Fällen in - Zeitungspapier gehüllt werden. Anderes ist nicht da.

Kürzlich wurde eine Statistik veröffentlicht, der zufolge 27 Prozent der seit dem 1. Januar 1924 in Berlin geborenen Kinder - noch niemals Milch gekostet haben! 18 Prozent besitzen nicht einmal ein Hemd, geschweige denn eine Wiege oder ein Bett. Vom ersten Tage seiner Geburt an teilt das Kind Tag und Noacht sein Lager mit Eltern, Geschwistern und oft auch noch mit dem "Einlogierer". Alle kriechen sie in ein paar Bettstellen, um sich aneinander zu wärmen. 10 Prozent aller Kinder bekommen schon im ersten Lebensjahre Tuberkulose oder - Syphilis!..."

Soweit der Brief, der mein Gemüt aller Freudigkeit beraubte.

Die andere Ursache dieser meiner Zeilen, und wohl die zwingendste, ist Margaret Sangers Buch: "*The Pivot of Civilisation*." (Brentano, Newyork.)

Vor ungefähr einem Menschenalter erschien Zolas Buch "*Fécondite*". Ich war damals zum erstenmal in Paris und kaufte mir täglich das Blatt "l'Aurore", dessen Feuilleton den Roman brachte. Er war eine flammende Anklage gegen die eberen Schichten des französischen Volkes, deren Frauen das Land mit Vorbedacht entvölkerten. Einige handelten aus Bequemlichkeit, sie scheuten die Beschwerden der Kinderpflege und Erziehung. Einige - um nicht den Verlust ihrer schönen Figur zu riskieren. Aber die

meisten aus reiner, nackter Geldgier: sie wollen nur ein Kind, höchstens zwei Kinder haben, um diesen ein um so größeres Erbe hinterlassen zu können.

Er war ja schon damals eine Tatsache, die allgemein diskutiert wurde, daß in Frankreich die oberen Stände (nicht die Arbeiter) sowohl auf erlaubter die auf verbrecherische Weise den Geburten vorbeugten. Die Statistik erwies einen großen Rückgang der Relevanzzisser. Zolas Buch traf ins Schwarze. Es gab sowohl dem Gelehrten als dem Laien zu denken, besonders weil man ja als natürliche Folge befürchten konnte, daß, was so offenbar in den oberen Ständen geschah, in kurzer Zeit auch auf die unteren übergreifen würde. Mit großem Eifer begab man sich daran, die Ursache der furchtbaren Sterblichkeit unter den Neugeborenen zu erforschen. In mehreren Städten wurde eine förmliche Kontrolle über die schwangeren Frauen eingeführt, Sie wurden von der Arbeit dispensiert, bekamen Extraverpflegung, aus Gemeindegeldern, die neugeborenen Kinder wurden nach den neuesten Regeln der Wissenschaft behandelt. Das Ergebnis war verblüffend.

Während des Weltkrieges, wo alles, ausgenommen Menschenleben, teuer war, wurde die Bevölkerung der direkt verheerten Länder sowohl als die der nur indirekt betroffenen bezimert. Ob es nun im Vorgefühl kommender Kriege oder aus anderen Ursache geschahm genug, man setzte eligst die Maschinen in Bewegung, um durch möglichst viele Geburten das Gleichgewicht zurückzugewinnen. In jenen Jahren wurden Hunderttausende armer kleiner Wesen geboren, die schon vom Mutterleibe her Krüppel waren. Wie hätte es anders sein können? Körperlich unterernährte Mütter, deren Herzen und Hirne von Sorge, Angst und Not entnervt und ausgesogen sind, gebären keine rotbackiger, wohlgebildeten, frohen Kinder. Eine große Anzahl von diesen starb denn auch schnell, was nur als Gnade empfunden werden konnte. Aber da der Hunger den einzigen – in diesem Fall mißlichen – Vorzug hat, gewisse Giftstoffe aus dem Körper zu vertreiben, erwies es sich gleichwohl, daß erstaunlich viele Kinder das erste schwierige Jahr überlebten.

Es ist ja bekannt, daß das im ersten Lebensjahre unterernährte Kind niemals – *niemals*, was auch später dafür getan wird, das Verlorene einholen oder wiedergewinnen kann. Wir sehen täglich diese Kriegskinder auf der Straße. Sie sind grau und freudlos und ohne Kinderlächeln. Viele haben, was man irrträglich "Verbrechergesichter" nennt. Ein großer Teil wird vom Zwang der Not und dem eigenen gebieterischen Verlangen nach ein wenig Anteil an den Gütern des Lebens früh auf den Weg getrieben, der ins Gefängnis führt.

Vor wenigen Monaten schrieb ich einen Artikel über "*Das Recht der Frau, Mutter zu sein*". Der Anlaß dazu war das damals anonym erschiene Buch: "*Martha Berger*."

Was ich damals schrieb, meine ich heute noch. Bis ans Ende der Tage werde ich der Ansicht sein, daß eine jede gesunde Frau das heilige, imantastbare Recht hat, Mutter zu sein – ganz gleich, ob verheiratet oder unverheiratet – wenn sie das Verlangen danach fühlt und bereit ist, ihrem Kinde eine wahrhaftige Mutter zu sein.

Margaret Sanger vermeint auch dies Recht nicht, verlangt jedoch gleichfalls *das Recht zum Entgegengesetzten*, nämlich, *daß eine jede Frau das Recht hat, zu bestimmen, wie viele oder wie wenig Kinder sie gebären will; ohne Unterschied des Verheiratet- oder Unverheiratetseins*.

Vom verschiedenen Seiten hatte man mich auf Margaret Sangers Pionierarbeit in Amerika aufmerksam gemacht. Aber ich wünschte nicht, Näheres von ihr zu wissen, die ganze Sache widerstrebte mir. Darauf fandte man mir das Buch, und aus Höflichkeit blätterte ich darin mit dem Endergebnis, daß ich es Seite für Seite las. Dem Buch ist nicht zu entrinnen. Es hat auf alle meine glühenden Einwendungen eine Antwort, die so überzeugend ist, daß ich zuletzt die Waffen strecken und mich beugen mußte.

Daß es in Amerika, dem Lande, wo sich nach und nach der ganze Goldvorrat der Welt angesammelt hat, dem Lande, wo man noch ungestraft verschwenderisch mit Lebensmitteln umgehen darf, dem Lande, wo

jedes Haus sein eigenes Badezimmer und die meisten Zentralheizung besitzen, daß es dort nötig sein sollte, die Geburtenanzahl zu regulieren, erschien mir als ein grotesker Witz – bis ich das Buch gelesen hatte.

Es ist ja – soweit mir bekannt – nicht erlaubt, dem Gesetze nach nicht erlaubt, Frauen in der Kunst zu unterweisen – keine Kinder zu bekommen. Als Margaret Sanger mit ihrer Aufklärungsarbeit begann, brachte sie auch die meiste Zeit in Gefängnissen zu.

Das Buch ist von einer Vorrede des großen englischen Dichters H.G. Wells eingeleitet und von einem der vornehmsten Verlage Amerikas herausgegeben. Jetzt wird Margaret Sanger nicht mehr ins Gefängnis geworfen, obgleich die Gesetze nicht geändert sind. Ganz Amerika weiß, daß sie ein großes Bureau hat, an das die Frauen sich kostenlos wenden können und wo sie offen und frei sowohl die nötigen Aufklärungen als auch die notwendigen Mittel zur Begrenzung der Geburten erhalten. Warum kommt sie jetzt nicht mehr ins Gefängnis? Weil, ja dies ist eine traurige Wahrheit, weil Margaret Sanger nicht mehr die arme, namenlose, aus ihren Idealen heraus handelnde Frau, sondern mit einem der großen amerikanischen Großindustriellen verheiratet ist. Sein Name schützt sie und mit ihr die Hunderttausende, denen sie Jahr für Jahr hilft.

Wäre das Buch in Deutschland herausgekommen, erzählte es von den Verhältnissen des Deutschland der Nachkriegszeit, so müßte man sagen: Das Erscheinen des Buches ist berechtigt, es ist aus den Verhältnissen heraus geboren! Aber es ist in Amerika herausgekommen – und – *vor dem Kriege*. Kurz vor dem Kriege. Und da wird einem schwindlig. Diese Frauen, deren Briefe zitiert sind, diese Frauen, die Margaret Sanger selbst gesehen, deren Verhältnisse sie untersucht hat, leben ein Leben, wie es in den schlimmsten Tagen der Sklaverei nicht schlimmer sein können. Wohl hat der amerikanische Lohnarbeiter eine größere Einnahme als der europäische, aber der Lebensunterhalt ist dort weit kostspieliger. Die Frauen müssen auf Arbeit gehen, müssen Nacharbeit in den Fabriken übernehmen, weil sie auf diese Weise – indem sie ihren Nachtschlaf opfern – imstande sind, sowohl zu verdienen als daneben auch die allernotwendigste Hausarbeit zu besorgen. Wir lesen hier statische Berichte über Frauen, die die

[2]

Fabrik erst am gleichen Morgen verlassen, in dessen späteren Tagesverlauf sie ihr sechstes, siebentes, achtens Kind gebären. Ja, es kommt vor, daß das Kind auf dem Arbeitsplatz selbst geboren wird.

Frauen in der Mitte der Dreißig sehen aus, als seien sie sechzig. Die Kinder haben eine graue Gesichtsfarbe, die englische Krankheit, sind tuberkulös, schwachsinnig, degeneriert. Sie kommen schon im jüngsten Alter wegen kleiner Diebereien in Besserungsanstalten, als kaum Erwachsene in richtige Gefängnisse. Ganz gewiß hat man in Amerika die segensreichen Kindergerichte, die manches unschuldige kleine Wesen vor dem Ausgetoßensein aus der menschlichen Gemeinschaft retten, aber andererseits empfängt das Gefängnis schon in so jungem Alter, daß es in den meisten Fällen Gewohnheitsverbrecher aus den kleinen Individuen macht, die ein wenig liebe- und verständnisvoller Führung gute Bürger geworden wären. Vielleicht stimmt dies nicht ganz, denn Margaret Sanger beweist auch durch ihre Statistik, wie automatisch ganze Familien, Generation auf Generation im Gefängnis, in Bordellen und Anstalten für Abnorme landen. Die beweist statistisch – man mag über Statistik denken, wie man will – *daß unter dem normalen Riveasu stehende, degenerierte und schwachsinnige Individuen mehr Kinder bekommen und dazu "lebensfähigere" (dies zwar im schlechtesten Sinne) als normale und gesunde Menschen.*

Hat man das Buch sorgfältig durchgelesen, dann ist man sich über das eine klar: *das es so nicht weiter gehen kann und darf*. Aus zwei Gründen. Die Frauen machen die Hälfte des Ganzen aus, das wir *Menschheit* nennen. Also haben sie auf ihre Hälfte der menschlichen Rechte und Forderungen

Anspruch. Wenn die Frau ihren Körper hergibt, um Kinder zu gebären, kann sie nicht gleichzeitig die mit einer Häuslichkeit verbundenen Pflichten erfüllen, die Fürsorge für eine Kinderschar übernehmen – und nebenher auf Arbeit gehen. Tut sie es, so wird sie ein armseliges Wrack, so wird das Heim jeden Behagens beraubt, so wird den Kindern mangelhafte oder gar keine Pflege zuteil. Dann laufen sie auf die Straße und kommen in schlechte Gesellschaft. Es werden verkrüppelte Individuen geboren und die Besserungsanstalten und Gefängnisse mit ihnen gefüllt.

Der Staat hat das Recht an gesunde Bürger. Die Frauen haben das Recht an ihren Anteil an der Lebensfreude, wenn sie willig sind, ihren Arbeitsanteil zu tragen.

Kann der Staat seinen Bürgern nicht so günstige Verhältnisse verschaffen, die es der Mutter ermöglichen, sich ihrer Häuslichkeit zu widmen, anstatt auf Nacharbeit in die Fabriken zu gehen, und kann der Staat dem Vater nicht so gut bezahlte Arbeit verschaffen, daß seine Kinder dem Elend entgehen, in Bretterlauben und Schuppen geboren und in Zeitungspapier gehüllt zu werden, so ist die Zeit für die Begrenzung der Geburten gekommen und jedes Mittel zu dem Zweck erlaubt.

Dies ist mein Bekenntnis, meine Bekehrung, die ich Margaret Sanger schulde. Daß wir so weit gekommen sind, erfüllt mich mit Grauen und Trauer. Aber besser ist es, wir greifen zu Mitteln, die uns widerstreben, zu Mitteln, die uns sündhaft, abscheulich, verbrecherisch scheinen, als daß wir es zulassen, daß unschuldige Kinder in eine Welt kommen, die ihnen nur Gefängnis und Bordell zu bieten hat.

Ob das Buch ins Deutsche übersetzt ist, weiß ich nicht, aber ich möchte wünschen, daß sich ein Reicher fände, der es im Namen der Menschlichkeit in Millionen Exemplaren drucken und an den Straßenecken verschenken ließe.

Private Wohltätigkeit kann einer Not, wie sie jetzt in Europa, in Amerika, China, Indien herrscht, nicht abhelfen. Nur das eine kann helfen: ein Geburtenniedergang, so daß die Familien bessere Lebensbedingungen erhalten.

Die Natur ist mächtig. Das tiefste Verlangen der Menschen geht ja doch dahin, sich zu vermehren. Eine kinderlose Ehe kann ein glückliches *Liebesverhältnis* sein. Zu einem Heim wird sie erst, wenn die Gatten jemand haben, für den sie leben, kämpfen und arbeiten. Die Welt wird also darum nicht entvölkert werden. Die Menschheit wird weit höherem Maße als jetzt verstehen lernen, daß dem Kind, der königlichsten Gabe der Natur, auch ein Empfang bereitet werden muß, der seiner Hoheit würdig.

Die Frau, die neun Monate lang Tag und Nacht sich für die Ernährung der Kinder abquält, die sie bereits geboren hat, ist nicht dazu geeignet, mit ihren Körpersäften ein neues kleines Wesen zu ernähren. Die Frau, die in Zweifel an der Treue ihres Mannes lebt, ist nicht imstande, ein glückliches Kind in die Welt zu setzen. Die Frau, deren Mann sich dem Trunke oder anderen Ausschweifungen ergeben hat und weiß, daß das Laster verschiedenartig vererbt werden kann, dürfte nicht Mutter noch eines Kindes werden.

Aber all diese Frauen sind Menschen. Vielleicht liebe sie ihren Mann. Vielleicht sind sie mit starken Trieben geboren. Ihnen muß geholfen, sie müssen geleitet werden.

Ich habe nun geschrieben, wie ich mußte und wie die Worte mir in die Feder geflossen sind, Aber ich habe nicht das klar und kühl erwägende Gehirn eines Mannes, ich lasse mich in meiner Arbeit nur von meinem Gefühl leiten. Darum will ich schließen mit der Bitte an all – sowohl an jene, die dem, was ich hier geschrieben, heftig widerstreben, als auch an die, auf welche es Eindruck gemacht hat – mit ihrer Stellungnahme zu warten, bis sie selbst Margarete Sangers Buch gelesen haben. *Aber schiebt es nicht auf. Es eilt. Jede Minute ist kostbar.*